Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 15

Artikel: Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen [Fortsetzung]

Autor: Vögtlin, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635771

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 15 — XIV. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 12. April 1924

Passionslied.

Von William Wolfensberger.

Auf daß wir Frieden hätten,
Trugst du der Erde Last,
Der Erde schwere Ketten
Auch du getragen hast.
Verachtet ohnegleichen
War deines Lebens Pfad,
Und deiner Hoheit Zeichen
War deine Todestat.

Aus deinen Wundenmalen
Quillt unser aller Blut,
O Bruder, der die Qualen
Von allen auf sich lud!
Mit dir ans Kreuz geschlagen
Wir bluten dorngekrönt,
Mit dir sind wir voll Zagen,
Mit dir sind wir verhöhnt.

Auf daß wir Frieden hätten,
Gehn wir gleich dir die Bahn,
Ob dunkeln Opferstätten
Führt licht ein Weg bergan.
Du machst uns all gesunden,
Versehrt von Anbeginn,
In Not und Blut und Wunden
Du schreitest mit darin.

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen.

Kulturgeschichtliche Novelle von Adolf Vögtlin. 10

Im Hausgang sprach er den Meister nochmals an: „Wie fügte es sich, daß Ihr mir als dem Urheber des lustigen Handstreichs auf Frauenthal überhaupt auf die Spur kamet?"

„Der Kühnste unter Euren Knechten, der rothaarige mit dem struppigen Schnurrbart, hat Euch verraten. Als er mir allen voran auf den Leib drang, rief er, mit dem Schwerte auf Magdalena deutend, welche auf einen Augenblick im weißen Ordenskleid noch oben im dämmernden Fenster stand: „Hei, schöne Klosterlilie, trink' mein Blut. Drauf für den Bürgermeister! Drauf!" Und zusammenbrechend hauchte er: „Beim Eid, ein Prachtsweib... Grüßt Großmann... Ich wünsch' ihm süße Nacht!"

„Und kein anderer hat das gehört als Ihr?"

„Keiner."

„Der Tote schweigt und die Lebenden sind mundtot, bis auf Euch."

„Meinetwegen sorget nicht. Was ich dem Abte anvertraut habe, war flüchtige Angabe. Ich würde sie nicht zum zweiten Male machen, wenn er sie benützen wollte, um daraus für den harmlosen Spaß Euch einen Galgenstrick zu drehen."

„Gut denn, ich baue auf Euch." Und er drückte dem Künstler nochmals wie einem Freunde die Hand.

Als der Künstler sich verabschiedete, sahen die übrigen dies als ein gegebenes Zeichen zum Aufbruch an. Sie leckten noch einmal Löffel und Messer säuberlich ab, rieben sich mit der Handzwehle die Mundwinkel rein und legten diese Eßgeräte sorgfältig zur Seite des Tellers. Gabeln waren damals noch selten im Gebrauche; nur der Bürgermeister gebrauchte eine solche von Silber, die er aus Italien geschenkt bekommen. Dann empfahlen sie sich unter vielen Verbeugungen. Es war auf einmal still geworden im Raum. Agatha saß in einer Fensternische und drückte die Stirne gegen die Scheibe, wie um sie zu kühlen. Der Bürgermeister aber ging erregten Schrittes auf und nieder; plötzlich stand er vor Hansjakobs Bilde mit vor der Brust verschränkten Armen still und polterte heraus: „Wie er ihn so köstlich gezeichnet hat, diesen Heiligen von Wettingen! Den Leib, der zur Erde hängt und drängt, den kurzen Stiernacken, der sich beugt und dennoch trotzt und eine Last von Schande tragen könnte; diese kraftvolle Stirn über den gierigen Augen, die alles erraffen, alles wollen und alles können; und bei all diesen Vorzügen dennoch ein Schurke sein! Ist das nicht einzig? Ein Mensch! ein Verräter!... O, ein vortrefflicher Hirte... Wie hast du das gut gesagt, armer, elender Hutten! Ja, das verstehst du, Pharisäer, vorzüglich, deine Schafe zu scheren. Aber warte nur, wir wollen dir das faule Handwerk legen!"

Ein furchtbarer Verdacht war in ihm aufgestiegen, und die Reformationswut kochte in ihm.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er ein Selbstgespräch halte.

„Warum schweigst du?" rief er seiner Tochter zu.

„Vater, wir schweigen ja alle, wenn's donnert!"

Sie sagte es traurigen, trockenen Tones; doch verfehlte der nüchterne Einwurf nicht, auch den Vater zu ernüchtern. Und als er nun der Tochter voll Teilnahme ins Auge schaute, erkannte er darin ein tiefes Weh. Er war dies bei seiner Tochter nie gewohnt gewesen.

„Was ist dir, Kind?" fragte er mitleidig.

„Ich habe etwas vor dir geheim gehalten, verzeih' mir, lieber Vater", sie wischte sich mit dem feinen Fazenetlein die großen Tränen aus den Augen und blickte bang zu ihm empor; dann zog sie ein arg zerknittertes Papierstück unter dem Brustlatz hervor, der ordentlich wogte, und überreichte es dem Vater mit den trauernden Worten: „Und jetzt ist alles dahin! Ach, welch ein Abschied von Baden!"

Als Großmann die Zeilen des Dichters überflogen hatte, legte er seine Hand vertraulich auf die Schulter der Tochter. „Sieh, das hab' ich mir gedacht, Agatha. Fasse dich! Schwerter ist ein ganz guter Mensch; wenn er für seinen Uebermut gebüßt, wirst du ihn wieder lieb gewinnen; und wenn er ein wackerer Pfarrer wird, was sollte ich dagegen haben?"

„Du guter Vater!" schluchzte sie an seiner Brust.

VII.

Schwerter war indessen bestürzt die Treppe hinabgeeilt; ein furchtbarer Unmut bewältigte seine Seele. Denn seitdem er Agatha bei ihrem Vater in Zürich gesehen, hatte er stets in Liebe ihrer gedacht. Er hatte sich bei ihm erkundigt wegen den notwendigsten Vorkehren zu einem allfälligen Uebertritt zum Protestantismus; und Großmann hatte in ihm einen fähigen Kämpen erkannt, den man in Schutz nehmen mußte. So war er in Kürze ein häufiger Gast bei dem Bürgermeister, und, da er große Gaben als Gesellschafter besaß und durch feingebildete Gesichtszüge und fast ritterliches Wesen anzog, obendrein von Agatha, seiner Tochter, gerne gesehen worden. Dies hatte er bald herausgespürt und seitdem seinen schwärmerischen Geist daran gewöhnt, die Holde und sich als zwei glänzende Sterne zu sehen, die langsam, aber unablässigen Ganges sich näherten, um dereinst als ein verbundener Doppelstern durch die ewigen Räume zu wandeln. Da packte den Einen ganz widerwillig eine übermütige Laune, die ihm von einem andern Medium eingeflößt wurde, und von der sich der andere abgestoßen fühlte, sich seitwärts abdrehte und denjenigen, der sein ewiger Gespan hätte werden sollen, seine öde Bahn einsam dahintrauern ließ. So sah Schwerter seine Angelegenheit an. Doch hatte er für das große Weh, das in seinem Herzen schwoll, ein Gegenmittel in der reformatorischen Begeisterung, die er in den letzten Tagen aus den Werken des Hutten, Zwingli und Manuel geschöpft, und sein Geist war so gesättigt von der Kraft ihrer Gedanken, daß jenes Weh schon auf dem Wege von den Bädern in die Stadt sozusagen in eine Art geistiger Streitlust überging. So gemutet, konnte er sich nicht nach Hause oder zu gewöhnlichen Leuten begeben; er mußte irgendwo unter gewappneten Menschen einen starken Widerspruch hervorrufen und in der Bekämpfung desselben seine Kräfte messen. Ein Anlaß fand sich wohl nirgends so wahrscheinlich wie in der „Löwengrube". So hieß beim Volke die Wirtschaft des Kaplans Schneiderle, der sein Diminutiv in Ansehung seiner geringen Statur und vielleicht auch seiner geringen Besoldung erhalten hatte, welch' letzterer er, wie es damals in Baden und anderwärts gebräuchlich war, durch den Beruf eines Weinschenken nachzuhelfen suchte und verstand. Dieweil er den geistlichen Dienst im Gotteshaus versah, verschenkte seine Ehehälfte — viele katholische Geistliche waren damals beweibt — mit Umsicht die geistigen Gaben Gottes an dessen geistliche Vertreter und andere, welche sich etwa noch in die Löwengrube wagten.

Schwerter trat geräuschvoll in die behaglich ausgestattete Stube und ließ sich eine Kanne Weines vorsetzen. Unmutig saß er hinter dem schweren, gebohnten Tisch, bald die Ellenbogen stützend und über die leere Ebene hinträumend, bald mit den Fingern trommelnd. Endlich konnte er sich nicht länger gedulden: „Wie kommt's, daß heute keine einzige Gottesseele da ist, Frau Kaplänin?" fragte er unwirsch.

„Sie sind noch im „Rosenkranz", Chorherr!"

„Verdammt langer Vesperdienst; aber freilich, um all den Trost bedürftigen Frauen noch ein Schmeichelwörtchen zum Nachtschlaf zu geben... Uebrigens nennt mich nicht Chorherr; ich dulde den Schimpf nicht mehr."

„Ihr seid nicht in der Vesper gewesen, Schwerter?"

„Nein, ich habe ausgevespert... gut, daß sie kommen."

In diesem Augenblicke drängten sich schwarze, vollwüchsige Gestalten aus dem Gange zur Tür herein; sie waren alle noch in der Amtstracht; denn die Hauptkirche, darin sie soeben den Dienst versehen hatten, lag ganz nahe bei der Löwengrube, so daß der Geist, den sie aus der Kirche brachten, weder dahin, noch derjenige aus der Schenke auf dem umgekehrten Wege verduften konnte.

„Der Chorherr Schwerter ist schlechter Laune heut', Hochwürden; wollt Ihr Euch nicht ein wenig seiner annehmen?" rief die Kaplänin dem Pfarrer entgegen, der sich etwas schwerfällig aus dem dunkeln, schlecht gepflasterten Hausgang durch die enge Tür hereintastete, während sie selber am Büffet Becher, Töpfe und Schenkstitzen rüstete, um die ehrwürdigen Gäste zu bedienen.

„Wer wollte denn schlechter Laune sein, wenn einem die Frauen so hold sind!" rief der Pfarrer, indem er Schwerter im Vorübergehen gutmütig auf die Schulter klopfte und sich ihm zur Seite niederließ.

„Ei, Ihr sprecht wohl aus Eurer Umgebung, Hochwürden?"

„Das wissen meine Brüder im Amte", entgegnete er lachend und die übrigen Hereintretenden zum Sprechen auffordernd.

„Ja, ja, Chorherr!" riefen diese durch- und nacheinander. „Ihr scheinet ein Liebling der Frauen zu sein. Besonders von Magdalenen! Wie viele Frauen trauern um Euch in Zurzach?... Auch Baden macht er jetzt unsicher... Und so einer ist übler Laune, der mit Aussichten um des Bürgermeisters Töchterlein freit! Ist der nicht ein Hypochonder?"

„Ihr habt Recht, Hochwürden", riefen die Kapläne demselben zu, der zuletzt gesprochen, „so einer ist ein Hypochonder!"

„Ihr seid keine, da Ihr Euch mit so wenig begnügt!" entgegnete Schwerter bedeutsam.

„Gewiß nicht!" lachte der Pfarrer. „Wir pflücken die

wenigen Rosen, die am öden Pfade des Lebens uns blühen, und kosten die Trauben, welche der Herr im Weinberg für uns gedeihen läßt."

„Wer könnte etwas dagegen haben, wenn Ihr Euern eigenen Weinberg bebautet! Aber die Trauben aus des Nachbars Gut zu stehlen, das ist übler Brauch!"

„Ha, ha, ha! Ein sauberer Profeß, der dem Beichtkind die eigenen Sünden vorhält!" griff nun der Hochwürdige an.

„Ha, ha, ha!" echoeten die andern.

„Mit Verlaub!" verteidigte sich Schwerter. „Ich ging wohl prüfend manchem Nachbar durchs Land und freute mich an ihrem blühenden Wein und den vollreifen Trauben, doch nur, um mir einen eigenen Weinberg auszulesen und die Früchte zu essen nach Lust und Wahl."

„Recht menschlich; niemand kann etwas dagegen haben."

„Wohl; aber ich habe etwas dagegen, daß Ihr die Trauben stehlt."

„Auch das ist menschlich. Was können wir dafür, daß uns der heilige Vater das Traubenessen aus einem eigenen Weinberg verboten hat?" entgegnete ein anderer.

„Wohl, so bleibet Menschen und duldet, was man Euch duldet; schreit nicht Zeter und Mordio, wenn ein Laie einmal Trauben stiehlt, und laßt ihn nicht richten oder kreuzigen oder an den Pranger stellen und verstümmeln."

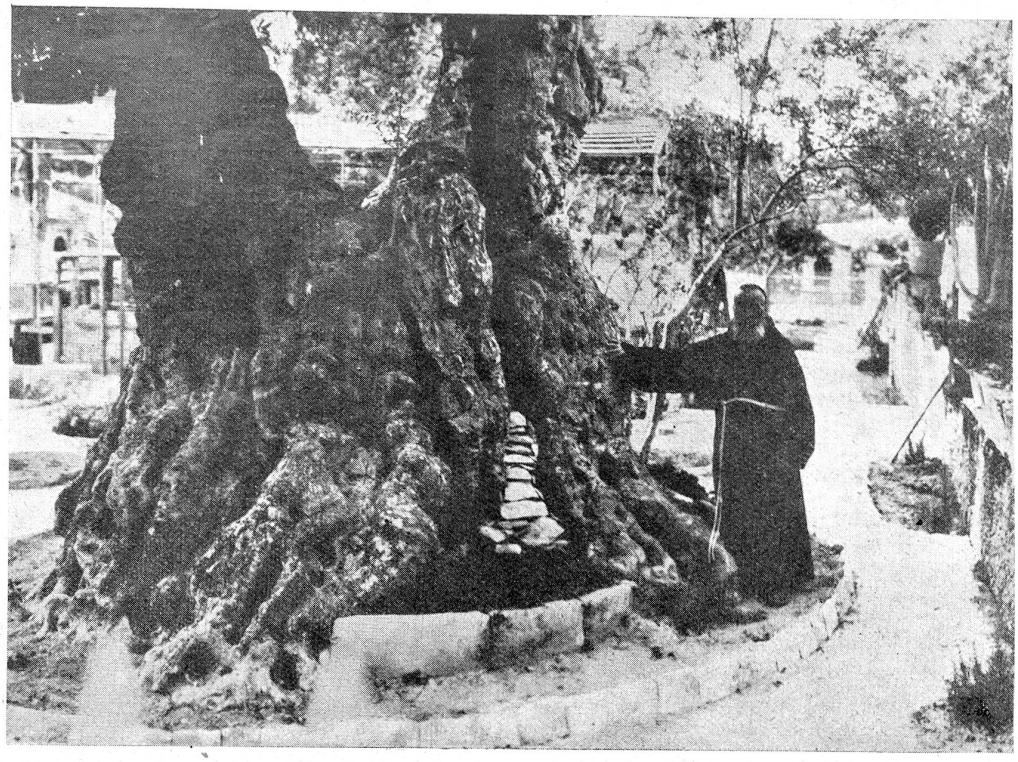
„Ei, Schwerter, was können wir dafür, wenn er sich erwischen läßt? Wir machen's wie die Jungfrau Maria; wir bleiben eben Jungfern, so lange man uns für Jungfern hält. Laßt uns anstoßen auf die Erzjungfer!"

Als die Becher klangen, traten zwei Bürger von Baden ein und setzten sich ruhig an einen besondern Tisch, wo ihnen die Kaplänin eine Kanne vorsetzte. Die Geistlichkeit schielte grimmig zur Laienwelt hinüber, da sich diese erlaubte, sie in ihrer weltlustigen Unterhaltung zu unterbrechen. Denn leider war ihnen das Latein so abhanden gekommen, daß sie nur noch mit einigen Brocken zu dienen verstanden und die leckere Rede ohne Brühe vertrocknete. Der Stadtpfarrer, der, wie üblich, vom gestrengen Abte zu Wettingen eingesetzt worden war, unterhielt sie noch einigermaßen und setzte breitspurig und unter Anwendung von drastischen Kazuzinerbildern auseinander, daß es eben verschiedene Stände unter den Menschen gebe und den einen naturgemäß erlaubt sei, wofür die andern gezüchtigt zu werden.

„Est, sed non est!" schloß er sein Thema.

„O, ihr Jesuiten!" seufzte Schwerter, sein Haupt mit beiden Händen stützend und betrübt auf den Tisch hinstarrend. Die giftigen Blicke, die ihm für diese Apostrophe dankten, trafen sein Auge nicht. Sie würden ihm bedeutet haben, daß er sich in unheimlicher Gesellschaft befand.

Indessen veranlaßte der Löwengrubenwirt seine Amtsgenossen, doch wieder ihre Mundart zu sprechen, indem er ihnen zu bedenken gab, daß die beiden Bürgerlichen ihre Unterhaltung in der lateinischen Geheimsprache am Ende schlimm auslegen könnten; er hatte als guter Wirt das größte Interesse, seine Gäste nicht vor den Kopf zu stoßen, und schlug ein Thema an, über welches damals allgemein gesprochen wurde. Eine arme Jungfrau, welche ihr Kind umgebracht haben sollte und dies auch bei wiederholter Folterung gestand, obschon sie nach den Qualen, wenn ihr Bewußtsein wieder zurückgekehrt war, immer widerrief, war, nachdem man ihr die beiden Brüste mit feurigen Zangen gezwickt, an Händen und Füßen gebunden, in der Limmat ertränkt worden. (Fortsetzung folgt.)



Der Oelbaum im Garten Gethsemane,
an dem Christus seine Gebete verrichtet haben soll, ehe Judas mit den Häschern kam, um ihn zu verraten und gefangen zu nehmen.

Im Garten Gethsemane.

Hans Jakob Ammann, der weitgereiste Thalwiler Arzt, schreibt in seiner „Reise ins gelobte Land" um 1618 herum über die heiligen Stätten am Oelberg (s. obenstehende Abb.) folgendes: „Grad oberthalb der Kirchen an dem Oelberg hat es in dem Felsen ein weite Gruben, darin man gehen kann. Ueber sich in der Mitten hat es ein Loch, dadurch das Tageslicht hinein felt: soll das Ort sein, an welchem Christus seinen Vatter gebetten, daß er den Kelch seines Leidens von ihm nemme. Etwane ein Steinwurff weit von dieser Grub an dem Oelberg hin gegen Mittag zeiget man ein felsachtiges Ort. Da sollen die drey Jünger des Herren geschlaffen haben, als sein Leiden daselbst angangen. Aber von dannen gleich fürhin abwertz wird ein Garten mit etwas Gemäur und Oelbäumen gezeiget, darinnen Christus soll gefangen worden sein."